

Humorist von Paul Soulat, Deutsch von C. Hermann

Herr und Frau Bibonet, Besizer der in ganz Paris rühmlichst bekannten Schmitzwaarenhandlung „Aux Grands Champs“ hatten ihr Geschäft verkauft und sich mit einem bescheidenen Vermögen in's Privatleben zurückgezogen. Dieser plötzliche Ereignisausbruch hatte bei den beiden Ehegatten eine sehr verschiedene Wirkung hervorgerufen.

Frau Bibonet hatte keinen anderen Wunsch, als ruhig und friedlich an ihrem häuslichen Herd zu sitzen; Herr Bibonet aber träumte nur noch von Reisen und Abenteuer.

„Wahrhaftig, ich habe Lust, mir die Welt ein wenig anzusehen! Wenn wir nach Paris gingen? Was sagst Du dazu?“

Frau Bibonet trauten ihren Ohren nicht: „Nach Paris?“ rief sie aus; „wo denkst Du hin?“

Und sie füllte fromm die Hände, wie um den Himmel zu bitten, ihrem Gatten den Verstand wiederzugeben. Aber Eusebius hatte seine Idee und er war nicht der Mann, sie so leicht wieder fahren zu lassen.

Er wartete geduldig, bis der erste Schreck sich gelegt hatte; dann ging er vorsichtig und geschickt wieder zum Angriff über. Nur erlegte er das: „Wenn wir nach Paris gingen?“

Durch: „Wenn ich nach Paris gehe?“

Frau Bibonet, die das schneidende Verlangen ihres Mannes sah, gab schließlich nach, und es wurde beschlossen, daß Herr Bibonet in den nächsten schönen Tagen nach Paris gehen sollte.

Vor seiner Abreise mußte er zahlreiche gute Lehren und Ermahnungen über sich ergehen lassen. Das Ehepaar hatte nur wenig gelesen; indessen einige kleine Bücher, in denen von den Gefahren der Hauptstadt, von den verschiedenen Fallstricken, welche die Schritte unerfahrener Provinzler dort bedrohten, die Rede war, hatten den guten Leuten eine große Furcht eingebläht.

Bei diesem Anblick fuhr Herr Bibonet plötzlich ein Gedanke durch den Kopf: „Paris soll herrliche Freizeithöfe besitzen. Ich werde dem Zeichenwagen folgen. Die Lebewesen sind hier zu betrügerisch, aber es wäre entschieden töricht, zu fürchten, daß mir dieser Todte einen bösen Streich spielen könnte. Er wird mich zweifellos dorthin führen, wohin ich gehen will.“

Er sagte sich, daß man es ihm kaum verbieten würde, wenn er diesem Leichenbegängniß folgte, und er schloß sich den Personen an, die aus der Kirche traten.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Sein Erstaunen war groß, als er sah, daß einem so schönen Zeichenwagen so wenig Leidtragende folgten; denn abgesehen von einem älteren Herrn, der, wie er, schwarz gekleidet war, bemerkte er nur noch drei Männer in mehr oder weniger dunklen Anzügen; die prächtigen Trauerkarossen waren leer, vollständig leer.

„Ein Todter, dem man gar wenig Ehre erwies! irgend ein reicher Junggelehrter, wahrlich, aber ohne Familie!“ dachte er.

Ein peinliches Gefühl beschlich ihn, sich da inmitten eines kleinen Trupps zu befinden. Er hatte gehofft, sich in einer größeren Menge zu verlieren. Aber schließlich war ja keine Handlungsweise in seiner Weise tadelswerth, und er schritt tapfer immer weiter hinter dem Sarge her.

Bald vermehrte sich indessen sein Unbehagen. Jeder Einzelne seiner Gefährten musterte ihn mit einem häßlichen Blicke, schien überrascht, ihn im schwarzen Gehrock und weißer Kravatte zu sehen, bemerke dann plötzlich den Schritt und verschwand hinter ihm, dergestalt, daß er sich bald an der Spitze des Zuges befand.

Er sah gerade aus, als ob er der nächste Verwandte gewesen wäre.

Fartfühlend, wie er war, erörthete er bei dem Gedanken, einen Platz einzunehmen, der ihm nicht gebührte, und er bemühte sich nun, seinerseits zurückzubleiben; aber die übrigen Personen waren damit durchaus nicht einverstanden und wetteiferten mit ihm an Bescheidenheit und Demuth, indem sie schließlich eine ziemlich große Distanz vom Leichenwagen trennte.

„Küden Sie, bitte, vor, mein Herr!“ sagte der Cerimonienmeister zu Eusebius.

Herr Bibonet wagte es nicht, etwas einzuwenden oder zu widersprechen; es war nicht der Augenblick und der Ort dazu.

„Da ist Herr Bibonet selbst!“ erwiderte die Beigerin.

„Herr Bibonet!“ rief sie. „Guten Abend.“

Eusebius drehte und wendete den Brief zwischen seinen Fingern. Er wagte es nicht, ihn zu öffnen, so sehr fürchtete er ein Unglück. Schließlich schaute er sich seiner Schwäche, zerriss den Umschlag und las:

Geehrter Herr! Sie werden hiermit ersucht, sich morgen Vormittag, gegen 10 Uhr, in einer Angelegenheit, welche Sie selbst betrifft, auf meinem Bureau einzufinden; Ihre persönliche Anwesenheit ist unerlässlich.

Genehmigen Sie, mein Herr, ufm. Der Brief trug die Adresse: Galin, Notar, Rue de Rennes 208.

Herr Bibonet war ängstlicher als zuvor. Die Sache nahm eine böse Wendung. Er konnte nur selbst nicht einmal mehr daran denken, sich zu stellen; man war ihm auf der Spur, man würde ihn jederzeit wiederfinden!

Was wollte man von ihm? Er hatte doch schließlich nichts Schlechtes gethan! Er entschloß sich dann, mehr Energie zu zeigen. Er wollte seine Abreise noch verschieben und am nächsten Morgen Herrn Galin aufsuchen. Er würde ihm alles rückhaltlos eingestehen, sich ihm wenn nötig, zu Füßen werfen, um zu erreichen, daß der Sache nicht Folge gegeben würde.

Zum zweitenmale schloß er nicht. Lange vor zehn Uhr schon befand er sich in der Rue de Rennes. Er trat in die Gänge, wie ein Beirathgeber in sein Gehörniß. Nach einigen Minuten geleitete man ihn in das Kabinett des Notars.

„Mein Herr, ich verbitte Sie...“ glaubte Sie mit... ich bin ein anständiger Mensch!“ rief er zornig, indem er eintrat.

„Ich zweifle nicht daran,“ sagte der Notar. „Und ich bin glücklich über das, was Ihnen widerfährt. Bitte, nehmen Sie Platz, Herr...“

vorgelegt hatte. — Sie sind angeklagt, dem Zeugen eine Körperverletzung zugefügt zu haben, die seine vierzehntägige Arbeitsunfähigkeit zur Folge gehabt hat. Am 13. Januar befanden Sie sich in dem Schnellzug, der um 8 Uhr 55 Minuten Abends von Frankfurt a. M. abfährt. Der Zeuge, Schaffner Braun, hat Sie in hoflicher Weise, wie die übrigen Mitreisenden sämmtlich begeugt haben, ihm Ihre Fahrkarte vorzuzeigen. Sie haben sich darauf von dem Sitz erhoben, auf dem Sie sich lang ausgereckt hatten.“

„Ich schloß,“ glaubte Smithson einschalten zu müssen.

Der Präsident fuhr fort: „... und ohne ein Wort zu sagen, ohne irgend einen verbindlichen Grund haben Sie dem Beamteten mitten ins Gesicht einen Faustschlag versetzt, der Ihnen hätte tödten können. Schaffner Braun verlor das Bewußtsein und konnte seinen Dienst nicht mehr versehen. Er war ganz mit Blut bedeckt, das ihm in Strömen aus dem Munde quoll. Zwei Wochen lang hat er das Zimmer hüten müssen. Er ist jetzt vollständig wiederhergestellt und verlangt, da er als Nebenklager zugelassen worden ist, von Ihnen eine Entschädigung von hundert Mark. Dieses Verlangen...“

„... ich viel zu bescheiden,“ unterbrach Edgar Smithson. „Ich glaube wirklich nicht, so hart zugeschlagen zu haben, und ich bedauere, daß ich eine so schwere Hand gehoben habe. Da dem aber so ist, wünsche ich Herrn Braun eine angemessene Entschädigung zu zahlen. Ich bin daher bereit, zu Händen seines Anwaltes die Summe von hundert Dollars, also das Vierfache der Forderung des Herrn, zu entrichten.“

Der Anwalt des Schaffners Braun erhob sich und sagte: „Ich nehme hiermit Akt von der Erklärung des Angeklagten. Im Namen meines Mandanten acceptire ich das ihm gemachte Anerbieten und ziehe die Klage zurück.“

Smithson hielt die Angelegenheit damit schon für erledigt und griff mit der Hand nach der Tasche. Er war sichtlich überrascht, als der Präsident ihn mit einer lebhaften Bewegung zurückhielt.

„Behalten Sie Ihr Geld, Herr Smithson. Der Gerichtshof wird Ihre freiwillige Grottmuth und das Zurückziehen der Privatklage gebührend berücksichtigen; aber das Vergehen, dessen Sie sich schuldig gemacht haben und welches von Gesetz mit Strafe bedroht ist, ist damit nicht aus der Welt geschwiff. Das Gesetz zieht keine Klage gegen Sie nicht zurück. — Die über Sie eingezogenen Grundurkunden lauten ganz zu Ihren Gunsten. Sie gelten in der amerikanischen Kolonie für einen tadellofen, wohlherzogen und höflichen Gentleman. Man fragt sich daher vergeblich, welcher Beweggrund Sie veranlaßt hat, sich gegen einen armen, ehrenwerthen Beamten zu der brutalen Gewaltthat hinreißen zu lassen, welche Sie heute vor diese Schranken führt. Wollen Sie uns bitte darüber etwas aufklären.“

„Ich habe mich,“ erwiderte Smithson, „von meiner Ungeduld übermessen lassen. Es war das fünfte mal auf der Reise, daß ich nach meiner Fahrkarte gefragt wurde!... Ich dachte, ich hätte mit dem meinigen Geld nicht nur meine Beförderung, sondern auch meine Ruhe und Bequemlichkeit geküßt. Ich fühlte mich mit gutem Gewissen in meinem Anrecht auf Schlaf verlezt und habe diesen Eingriff in meine Rechte so zurückgewiesen, wie jeder meiner Landsleute es an meiner Stelle gethan hätte. Im Grunde ist das alles nur ein Mißverständniß. Andere Länder, andere Sitten.“

Und da der Präsident ihm mit einem Gesichte ansah, auf dem deutlich zu lesen war, daß er nichts von diesen Worten verstand, so gab Smithson zur Verklärung des Gesagten und um zu beweisen, daß er in gutem Glauben gehandelt, folgenden Beitrag zur Kenntniß der Gebräuche und Anschauungen des amerikanischen Volkes zum Besten.

Er sagte: „Was für merkwürdige Menschen seid Ihr Deutsche doch, daß bei Euch erst so complicirter Geistesbedarf, bis man die einfachste Sache der Welt bewerkstelligen kann: Mit der Eisenbahn zu fahren! Wozu das fortwährende Hin- und Herlaufen einer Menge von Beamten, und das ewige Kontrolliren? Es ist einfach lächerlich. Bei uns giebt's nichts von alledem.“

der getreue Freund, der Ihnen das Geleit bis zur Abfahrt giebt, und hört aufmerksam Oben Ihre leipen Ermahnungen an. Plötzlich merken Sie, daß der Zug sich in Bewegung gesetzt hat, Sie sagen Ihrem Freunde: „Gib Acht!“ und gehen ihm den Abschiedsgleich-Gestalt. Der Freund wünscht Ihnen glückliche Reise, steigt auf das Trittbrett und springt dann mit einem mächtigen Saue auf den Boden herab, wo er hinfällt und sich das Gesicht zerschlägt. Was geht das mich an? Er hätte früher aufsteigen sollen.“

So fragten wir ein paar Tage dahin. Eines Morgens geht plötzlich die Thüre auf und der Jungfrüher erscheint.

„Ihre Fahrkarte, bitte, meine Herren.“

„Nun find da — um ein Beispiel zu nehmen — in diesem Abtheil drei Herren, die sich damit beschäftigen, aus kleinen Stücken Holz mit ihren Taschenmessern Figuren zu schneiden, und sich dabei unterhalten.“

Der Erste dieser Herren legt sein Messer bei Seite, nimmt sein „Tadel“ aus seiner Brieftasche und reißt es dem Beamten hin, der es prüft und dann.

Der Zweite sagt: „Ich habe keine Fahrkarte.“

„Das ist Ihr gutes Recht,“ antwortet der Beamte. „Wo reisen Sie hin?“

„Dort und dorthin.“

„Das macht so und so viel.“

„Herr.“

„Ich danke Ihnen.“

Jetzt kommt die Reihe an den Dritten.

„Ihre Fahrkarte, bitte, mein Herr.“

„Ich habe keine.“

„Das ist Ihr gutes Recht. Wohin reisen Sie?“

„Dort und dorthin.“

„Das macht so und so viel.“

„Soviel Geld habe ich nicht.“

„Bitte sehr, mein Herr, das macht nichts.“

Daraufhin streckt der Beamte die Hand nach der Tasche und drückt auf das Alarm-Signal. Der Zug hält.

Lotti.

Das der Vertreter der Staatsanwaltschaft nur eine milde Anwendung des Gesetzes beantragte, wurde Smithson nur zu einer kleinen Geldstrafe verurtheilt.

Sie hatte es ja so gut. Sie war die einzige Tochter zärtlicher Eltern; sie war gesund und hatte keine Sorgen; hatte sie auch keine Reichthümer, so besaß sie doch genug, um sich manchen Wunsch zu erfüllen. Sie war hübsch und wurde bewundert. Zwar hatte sie kein Talent, wohl aber manche kleine Gaben, und sie sich damit hübsche Stunden zu machen. Sie hatten es ja so gut — was mochte sie mehr?

Sie überlegte sich das selbst und preßte die Hand fest auf das unruhige Herz. Warum konnte sie nicht zufrieden sein? Warum dieses Sehnen nach dem unbestimmten Etwas? O, und wie oft dieser empfindliche Schmerz, wenn ihr ein Bild, ein Ton oder ein Duft plötzliche die Vergangenheit vor die Seele zauberte. Hatte sie nicht längst überwunden?

Sie war damals kaum siebzehn Jahre gewesen und hatte ihrem ersten Bewerber ihr ganzes glühendes Herz entgegengebracht. Welch seltsame Augenblicke, als seine Augen so deutlich seine Liebe offenbarten! Sie wartete auf ein entscheidendes Wort von Tag zu Tag, von Mond zu Mond! Er schwieg! Und warum? Sie war nicht reich und er ein stiller Lebemann. Er nahm nicht etwa rührenden Abschied von ihr, o nein, sie blieben am selben Ort, sie saßen sich immer wieder, aber seine Augen schwärmten über sie fort.

Was wußte er von ihrer bitteren Enttäuschung, von ihrem lebensschmerzlichen Schmerz! Aber sie erlag nicht, sie ballte fest die kleine Hand und sagte „Vorwärts!“. Sie lagte und war vergnügt, die Eltern brauchten sich nicht über eine sentimentale Tochter zu beklagen, aber sie wunderten sich, daß sie sich kalt abwarf, wenn sie jemand zum Weiße gekehrte.

So vergangen die Jahre. Einmal hatte sie gefleht: „Lohn mich fort, ich will arbeiten, ich will irgendwo mich nützlich machen!“ Die Mutter hatte gewilligt, und der Vater sie verständiglich angeblidelt — und sie war gelieben. Sie

wachte des Morgens Staub, spielte Klavier und sang, malte auch und las manch gutes Buch. Wie oft ließ sie sich in duftige Kleider hüllen und betrat mit dem vor Stolz strahlenden Eltern den Ballsaal. Sie tanzte und lachte, aber ihr Herz that keinen schnelleren Schlag, auch dann nicht, wenn „ex“ mit ihr tanzte!

Gleich lebenden Bildern zog das alles an ihrer Seele vorbei, während sie im raschen Tempo durch die Felder fuhr, hinaus auf's Land, um dort der Hedger einer Schulkameradin beizumohnen. Wie glücklich das kleine Ding sein würde, achzehn Jahre, und ihr Bräutigam ein junger, stotter Offizier-Chef!

Jetzt machte der Wagen eine scharfe Wendung und hielt vor dem schloßartigen Landhaus. Schon auf der Veranda ließ ihr die Braut stürmisch in die Arme.

„Lotti, kannst du dir wohl denken, wie namenlos glücklich ich bin? Wir treten erst morgen unsere Hochzeitreise an, weil ich heute noch ordentlich mit-tanzen will. Lotti, mein Bruder führt dich zu Tisch, es ist dir doch recht — da ist er — hier — mein Bruder Rudolf — Lotti von Vingen.“

Da war die Braut schon fortgeköllt, und Lotti stand fast erschrocken vor dem großen, schlanken Mann mit den dunkel blinkenden Augen. Sie wußte nicht, was er sprach, sie war wie im Traum. Dann erinnerte sie sich plötzlich, daß dieser Mann ihre Cousine geliebt, die so schnell an einer tödlichen Krankheit gestorben war. Er war seitdem im Ausland gewesen und erst jetzt zurückgekehrt. Heißes Mitleid durchströmte sie. Was mußte er gelitten haben!

Die Stunden vergingen ihr wie im Flug, sie wußte nur, daß seine leidenschaftlichen Augen auf ihr ruhten, daß ihr Herz brannte und sie vor Erregung zitterte.

Was war ihr? Sie dachte nicht darüber nach.

Die Trauung, das Diner war vorbei. Sie hatte sich vorzüglich bei Tisch unterhalten. Nur einmal hatte sie sich mit ihrem Herrn geirritet. Er hatte behauptet, der Mann müsse oft aus Familienrückständen heirathen. Sie hatte das lebhaft verneint und war so eifrig geworden, daß er die Achseln gesuckt und geschwiegen hatte.

Jetzt erklangen die ersten Walzerstücke, und schon im nächsten Augenblick floh er mit ihr durch den Saal. Er tanzte mit wildem Feuer und preßte sie fest an sich. Als er endlich tiefathmend aus den Armen ließ, sehten sich seine Augen leidenschaftlich in die ihren.

Ihr schwindelte, in ihr wogte es hoch auf!

War das denn wirklich möglich — war das das Glück? Sie tanzte mit anderen weiter, aber ihre Augen suchten nur die seinen, die beharrlich gefest blieben.